

Peter Frenzel

# Vielfalt versus Beliebigkeit Wie das Vermächtnis von Carl R. Rogers im Institut für Personzentrierte Studien (IPS) als Heraus- forderung verstanden wird

## Abstract:

*Der Beitrag, der als leicht verändertes Transkript<sup>1</sup> bewußt in seiner Vortragsform belassen wurde (Vortrag am 29. 11. 1997 im Rahmen des von der PCA veranstalteten Symposiums anlässlich des zehnten Todesjahres von Carl R. Rogers), beleuchtet die spezifische Auffassung, wie innerhalb des Instituts für Personzentrierte Studien (IPS) zentrale theoretische und praktische Positionen von Carl R. Rogers als Herausforderung verstanden werden. Dabei wird sowohl auf zentrale Fragen rund um das personzentrierte Menschenbild, auf die Herausforderung in personzentrierter Weise Theorieentwicklung zu betreiben als auch auf einige praktische psychotherapeutische Fragen eingegangen, die in besonderer Weise die spezifischen Herausforderungen verdeutlichen, die sich ergeben, wenn man in radikaler Weise versucht, im psychosozialen Bereich eine Orientierung an der Person zu verwirklichen. Dabei wird auch auf Aspekte der Ausbildung und auf (berufs)politische Fragen eingegangen.*

**Keywords:** Personzentrierter Ansatz, Personzentrierte Psychotherapie, Menschenbild, Politik, Psychotherapie und Medizin, personzentrierte Beziehung, Ausbildung

„Symposium“ heißt eigentlich Trinkgelage. Bei dem mehrgängigen Menü, das Ihnen das Institut für Personzentrierte Studien (IPS) an diesem Nachmittag präsentieren wird,<sup>2</sup> habe ich sozusagen den Aperitif übernommen, indem ich versuchen möchte, Ihnen ein paar Gedanken vorzustellen.

Was ich Ihnen dabei zumindest ein Stück weit präsentieren möchte, ist die spezifische Weise, wie wir innerhalb des IPS das Vermächtnis von Carl Rogers verstehen, welche Her-

ausforderungen wir erkennen und wie wir das vielfältig, bei trotzdem bleibender Gemeinsamkeit, umzusetzen versuchen. „Vielfalt versus Beliebigkeit“ ist also mein Thema und ich bin zufrieden, wenn es mir gelingt, eine Ahnung zu vermitteln, welcher spezifische Anspruch innerhalb des Instituts realisiert wird.

Der Anlaß des Symposiums – zum zehnten Male jährt sich der Tod von Carl Rogers – ist doch einigermaßen gefahrlos. Man könnte hier leicht zum „Carl-Sager“ werden, ein zugleich treffender und amüsanter Ausdruck, den wir in Lissabon beim ICCCEP gehört haben. Ein „Carl-Sager“ ist jemand, der ununterbrochen Zitate von Carl Rogers bringt und möglichst auch Bemerkungen aus persönlichen Begegnungen erzählt. Ich möchte hier keine so häufig beobachtbare „Rogers-Hagiographie“ betreiben, sondern versuchen unser originäres Verständnis von personzentrierter Arbeit „nach“ Carl Rogers zu präsentieren.

Das ist gleichzeitig auch schon eine erste Antwort auf die Frage: „Was sind denn nun eigentlich spezifische Vermächtnisse dieses großen Mannes der Psychotherapie?“

Eine dieser Herausforderungen, die Rogers in vielfältiger Weise vorgelebt hat, waren seine mutigen Beiträge zur Theorieentwicklung, die er auch gegen vorherrschende Meinun-

<sup>1</sup> An dieser Stelle sei herzlich Elisabeth Kniep gedankt, die mühevoll das Transkript der Tonbandaufnahme verfaßte.

<sup>2</sup> Das IPS präsentierte sich an diesem Nachmittag nicht nur durch diesen Eröffnungsvortrag, sondern auch mit einem erfahrungsorientierten Experiment: Ein „Klient“, d.h. ein Teilnehmer am Symposium, der sich spontan zur Verfügung stellte, reflektierte ein reales und klärungswürdiges Problem mit drei Therapeuten in einer Sequenz von drei aufeinanderfolgenden Gesprächen von je 20 Minuten Dauer (Die Therapeuten waren: Peter Frenzel, Renata Fuchs und Werner Wascher). Im Anschluß daran wurde sowohl aus der Innenperspektive der Beteiligten, als auch durch eine Art „Reflecting Team“, das aus den Ausbilderinnen und Ausbildern des IPS bestand, der entstandene Prozeß vor dem Hintergrund der jeweiligen theoretischen Ansätze beleuchtet. Nach diesen Statements gab es dann noch für das Auditorium Gelegenheit zur Diskussion.

gen und gegen die Ideen der damals „Großen“ öffentlich einbrachte. Und so befinde ich mich in guter Gesellschaft, wenn ich hier, wenn auch in vergleichsweise sehr bescheidenem Ausmaß, öffentlich Theoriebildung betreibe, Ihnen einige Gedankensplitter präsentiere und mich damit dem Wagnis aussetze, hier in dieser fachkundigen Öffentlichkeit auf Kritik zu stoßen.

Die größte Herausforderung aus dem umfangreichen Vermächtnis, die gewissermaßen die inhaltlich-programmatische Kernintention unseres Instituts darstellt, knüpft eindeutig an die APG-Tradition an. Sie hat ihren Ursprung in den zahlreichen Aussagen von Carl Rogers, das eigene Theoriegebäude keinesfalls als Dogma zu verstehen, sich aber gleichzeitig zu einer strengen Verpflichtung auf bestimmte anthropologische Positionen und damit auch praxeologische Prinzipien zu bekennen. Wiederholt äußerte der prominenteste Begründer der Personzentrierten Psychotherapie die Hoffnung, daß sein Ansatz einmal „aufgehoben“ wird, überholt wird. Konsequentes Rätseln über die eigene Praxis, disziplinierte Forschung und kritischer kollegialer Diskurs müßten eigentlich, bei entsprechender Ernsthaftigkeit dazu führen, daß der Personzentrierte Ansatz irgendwann einmal zugunsten einer „Therapie der Zukunft“ (Rogers, 1961a, 264) überflüssig wird.

Hier liegt doch ohne Zweifel eine wirklich große Herausforderung. Nicht nur ist der eigene mutige Beitrag zur Forschung oder Theorieentwicklung gefragt, sondern auch ein umfassender Anspruch für die eigene Person gegeben: Es gilt größtmögliche Toleranz für die Spannung zwischen der Treue zu den paradigmatischen Grundsätzen und der kreativ-kritischen Infragestellung eben dieser Grundsätze, ausgehend von der persönlichen Erfahrung und deren intersubjektiver Überprüfung, zu entwickeln.

## Ein programmatischer Grundsatz

Wenn ich hier einmal versuche, unser „Institutsprogramm“ wie eine Art Leitsatz zu formulieren, dann würde ich sagen: Wir arbeiten daran, das Vermächtnis von Carl Rogers aufzuheben; und zwar in und durch

1. vielfältige anthropologische Grundsatzreflexion,
2. durch permanente Theorieentwicklung und
3. durch professionelle Praxis in Psychotherapie, Gruppenarbeit, Beratung, Supervision und Ausbildung und – nicht zu vergessen – in den Versuchen, organisatorische und (vereins-)politische Rahmenbedingungen zur Umsetzung dieser Vorhaben zu gestalten.

Es dürfte schon klar geworden sein, daß ich damit an das anknüpfe, was Peter F. Schmid gestern erwähnte, daß „aufheben“ hier ihm Hegel’schen Sinne gemeint ist. „Aufheben“ bedeutet dann auch „aufbewahren“. Es geht somit darum, den Ansatz in seinen zutiefst emanzipatorischen Grundin-

tionen, in seinen theoretischen Positionen und Kernaussagen „durch eine Zeit zu bringen“, so könnte man das formulieren, die viele seiner Aussagen nach wie vor anstößig für zeitgeistig-aktuelle Strömungen macht. Ich möchte sogar behaupten, daß da manche Aussagen mittlerweile noch anstössiger sind als zum Beispiel in der Aufbruchsstimmung der 60er Jahre.

So schreiben Rogers und Wood: „Tatsächlich läßt sich die klientenzentrierte Philosophie nicht bequem in eine technologisch orientierte Gesellschaft einpassen. Sogar in der Psychotherapie wird immer mehr auf Effektivität Wert gelegt. Eine ordentliche Diagnose, Theorien, die auf unmittelbaren Ursache-Wirkungs-Zusammenhang basieren und andere lineare Konstrukte werden als die Mittel betrachtet, mit deren Hilfe sich rasch ‚feststellen und kurieren läßt, was nicht stimmt‘. Daran gemessen ...“, so schreiben Rogers und Wood weiter, „... erscheint die klientenzentrierte Therapie, die über keine so blendende Methoden verfügt, die auf die Mobilisierung der Kräfte des Klienten vertraut und dem Klienten das Tempo der Entwicklung bestimmen läßt, vielen als naiv und uneffektiv.“ Und der Schlußsatz lautet dann: „Sie fügt sich nicht in eine Kultur, die schnelle Reparaturen verlangt.“ (Rogers/Wood, 1974, S. 133) Ich möchte darauf später noch einmal zurückkommen, um es näher zu verdeutlichen.

Den Ansatz „aufzuheben“ meint aber natürlich auch „aufheben“ im Sinne von „ablösen“, „auf eine höhere Ebene heben“, damit „überwinden“ bei gleichzeitigem „bewahren“ und „weiterentwickeln“, und zwar durch Konfrontation mit der ohnehin unausweichlichen Vielfalt gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Fortschritte, ganz im Sinne der Positionen differenzierter postmoderner Philosophie. Innerhalb des Instituts wird das, wie bereits erwähnt, im kollegialen Diskurs und im Rahmen alltäglicher Arbeit versucht.

## 1. Gründliche Reflexion des Menschenbildes

Ich kann als jemand, der die APG-Ausbildung ja selbst durchlaufen hat, in diesem Punkt durchaus berufen Auskunft geben und nach vielen Eindrücken von anderen Ausbildungsprogrammen bemerken, daß an diesem Punkt, an der konsequenten Reflexion des zugrundegelegten Menschenbildes, am ehesten eine spezifische APG-Tradition zu liegen scheint. Als Ausbildungsteilnehmer oder -teilnehmerin wird man im IPS von Anbeginn an (fast möchte ich sagen) „trainiert“ derartige grundlegende Fragestellungen zu verfolgen. Immer wieder taucht im Rahmen der Ausbildungsveranstaltungen die Frage auf: Wie sind meine anthropologischen Grundannahmen und wie wirken sich diese in meiner konkreten Praxis aus?

Darin liegt nach meiner Meinung eine eindeutige Fortführung eines herausfordernden Vermächtnisses von Carl Rogers. Was mir persönlich am Personzentrierten Ansatz,

von einem wissenschaftstheoretischen Standpunkt aus gesehen, immer besonders gefallen hat, ist die transparente Kennzeichnung der grundgelegten Axiome. Ich darf daran erinnern, was Thomas Slunecko (1998) gestern hier in einer Nebenbemerkung erwähnte: Am Beginn jeder Theorieentwicklung stehen Entscheidungen. Wenn man wissenschaftlich redlich vorgehen will, ist man gut beraten, nie zu vergessen, daß man diese Entscheidungen als Grundannahme einmal getroffen hat. Das wird nämlich oft vergessen und so getan, als wäre die gesamte Theorie auf einem harten Boden empirisch gesicherter Daten begründet. So hat zum Beispiel Gregory Bateson, einer der hervorragenden Vertreter der Systemtheorie, einmal gemeint, daß es wichtig wäre, sich als Theoretiker einen Knoten in sein Taschentuch zu machen, um nie zu vergessen, daß sämtliche Theorie, die man entwickelt hat, letztlich auf Vermutungen aufgebaut ist.

Carl Rogers, der ja vor allem als Wissenschaftler in brillanter Weise tätig war, explizierte klar und transparent, was denn aus seiner Sicht die Axiome seiner Theorie sind. So nannte er sehr häufig bei Vorträgen, in denen er seinen Ansatz vorstellen wollte (z. B. Rogers, 1992a), an erster Stelle die „Aktualisierungstendenz“ als zentrale Grundannahme seiner Theorie. Ich möchte mich damit nicht zu viel aufhalten, weil das ohnehin ein überaus breit diskutiertes Thema ist. Ich möchte an dieser Stelle nur sagen, daß manche im Institut momentan eine Diskussion sehr interessiert, wie man denn Aussagen der Systemtheorie beziehungsweise des Konstruktivismus, insbesondere im Zusammenhang mit dem berühmten Begriff der „Autopoiese“, als Beschreibung für personenzentrierte Positionen nutzen kann. Wir finden dabei durchaus Möglichkeiten, erkennen aber auch bedeutende Schwierigkeiten, die aus unterschiedlichen axiomatischen Annahmen herrühren. Ich darf einen Unterschied hier beispielhaft nennen: Es sieht so aus, als wäre die Autopoiese als Organisationsprinzip des Lebens formuliert, ohne jegliche Teleologie, also ohne jede Entwicklungsrichtung, die sich dabei erkennen ließe. Ich denke, darin liegt ein Unterschied, der tatsächlich beträchtlich ist. Die Aktualisierungstendenz ist ja als eine Tendenz hin zu einer Weiterentwicklung beschrieben, als ein Wachstumsmotiv, das in eine positive Entwicklungsrichtung weist. Eine zentrale Annahme personenzentrierter Theorie, die immer wieder als zu optimistisch kritisiert wird.

Vielleicht an dieser Stelle nur ganz kurz eine Nebenbemerkung, die darüber Auskunft geben kann, wie wir innerhalb des Instituts mit anderen Ansätzen und Theorien umgehen. In dieser Frage liegt ja, so denke ich, eine weitere Herausforderung: Wie läßt sich der Diskurs mit anderen Ansätzen führen, wie lassen sich Begriffe integrieren, ohne daß man einfach einen verflachten Eklektizismus auf Kosten der Konsistenz von Theorie betreibt? Ich werde darauf später noch näher eingehen. Hier sei nur ein kurzer Hinweis auf Kant getan, der uns an einer Stelle darauf aufmerksam machte, daß sich „der Verstand durch Fragen beunruhigen

läßt“. Dieses Phänomen sollte in seiner Anwendung auf den Ansatz geradezu kultiviert werden. Wir sollten uns tatsächlich von den Fragen, die durch andere Ansätze aufgeworfen werden, beunruhigen lassen, um dann zu versuchen sie, ausgehend von eigenen theoretischen Konstrukten, in eigener ansatzgetreuer „Sprache“ zu beantworten.

Das zweite Axiom des Personenzentrierten Ansatzes, das im Zusammenhang mit dem Menschenbild zu nennen ist, besteht in der behaupteten unentrinnbaren Beziehungsangewiesenheit der Person. Die theoretische Reflexion dieser Annahme mit dem Anspruch der Weiterentwicklung geschieht innerhalb unseres Instituts auf unterschiedlichen Wegen.

Es gibt den Ansatz von Peter F. Schmid, der über die Überlegungen rund um die relationale Dimension der Person und eine gründliche Reflexion der dialogischen Philosophie von Martin Buber bis zu Emmanuel Lévinas eine Radikalisierung der Begegnungsansätze von Rogers erbringt. Ich brauche diese Überlegungen hier nicht näher auszuführen, ich verweise nur auf den ersten Vortrag dieses Symposiums (Schmid 1998).

Es gibt aber auch eine andere Annäherungsweise, die innerhalb unseres Instituts vertreten wird und die sich ausgehend von der Beschäftigung mit Aspekten der Systemtheorie und konstruktivistischer Philosophie (z. B. Frenzel, 1991) der Frage nach der Beziehungsangewiesenheit widmet. Auch die zentrale Bedeutung der permanenten und ständig wechselnden „Bezogenheiten“, wie sie im „sozialen Konstruktivismus“ (Gergen, 1990, 1991) behauptet wird, radikalisiert ein personenzentriertes Verständnis von Therapie und Beziehung als relevantes, „narratives“ Geschehen (z. B. Fehringer 1994), als eine Art bedeutungswandelnder oder bedeutungsstiftender „Konversation“, die für das Selbst konstitutiv ist.

Das Ausmaß unserer sozialen Interdependenz ist nach dieser Sichtweise enorm und hat weitreichende Konsequenzen für die Weiterentwicklung personenzentrierter Anthropologie.

Anknüpfend an Gergens wirklich treffende Beschreibungen typischer Alltagserfahrungen in einer postmodern gewordenen Lebenswelt darf ich nur ein kleines Beispiel bringen, wie sehr ich selbst erlebe, daß sich mein Selbst nicht mehr als individuelles Konstrukt, sondern vielmehr als Ausdruck von Beziehung und Bezogenheit verstehen läßt: Wenn ich beispielsweise an einem beliebigen Tag meine Mobilbox abhöre, wird schnell erlebbar, daß ich eigentlich nur durch Piepton getrennt, in immer wieder neuen, sozial geschaffenen Identitäten, in einer jeweils wieder anderen Bezogenheit angesprochen bin. So ist beispielsweise meine Mutter auf der Mobilbox zu hören, die sich beklagt, daß ich sie so selten besuche – was mich sofort, trotz vieler Selbsterfahrung, in ein schuldbewußtes Zerknirschtsein bringt – der nächste Piepton und einer meiner Berufskollegen erklärt mir, was in unserem gemeinsamen Unternehmen demnächst

strategisch unabdingbar zu tun sei; nach dem nächsten Piepton bittet mich ein Klient um eine dringlich notwendige psychotherapeutische Sitzung und schildert mir kurz den Anlaß seiner Not ... Dieser schnelle Wechsel völlig unterschiedlicher „Bezogenheiten“ läßt auch affektiv nicht übersehen, in welcher Unterschiedlichkeit ich meine jeweiligen Selbstaspekte durch ein immer wieder hochspezifisches „Angesprochensein“ aktualisiere.

Schon dieser kleine „Beleg“ macht, so hoffe ich, vielleicht ein wenig deutlich, wie sehr alltägliche Evidenzerfahrungen die Thesen des sozialen Konstruktivismus stützen können, die darauf hinauslaufen, daß das Selbst nicht mehr als Träger von Eigenschaften, nicht mehr als eine Struktur im Individuellen verstehbar wird, sondern sich im Kontext situativer Rollenerwartungen immer wieder neu definiert und sich so als individuelles Phänomen im ständig wechselnden Beziehungsnetz aufzulösen scheint. Beziehungen werden also auch nach dieser Herangehensweise als tatsächlich „grund-legender“ verstanden als irgendeine abstrakte Konstruktion eines „Individuums“. Die „Person“ wird auch hier in ihrer „relationalen Grunddimension“ gesehen, indem das „Selbst“ radikal von der jeweiligen Bezogenheit her verstanden wird. Welche Konsequenzen gerade für die personenzentrierte Theorie- und Praxisentwicklung von einer weiteren Entfaltung derartiger Beschreibungsmöglichkeiten zu erwarten sind, wird, so denke ich, schon bei nur flüchtigem Nachdenken klar.

Um noch kurz bei diesem so fundamentalen Angewiesensein auf die „Anderen“ zu bleiben: Dieser Hinweis, der schon in den grundlegenden, anthropologisch bedeutsamen Ausführungen von Carl Rogers zu finden ist, ruft als eine weitere Herausforderung aus dem Vermächtnis das politische Erbe des Personenzentrierten Ansatzes in Erinnerung.

Hier könnte ich viel an den gestrigen Vortrag von Maureen O'Hara (1998) anknüpfen, die uns ja unter anderem gezeigt hat, daß wir unserem Ansatz nur dann wirklich gerecht werden, wenn wir uns in größeren historischen, kulturellen und politischen Zusammenhängen erkennen.

In diesem Zusammenhang ist die für jeden von uns unentzerrbar gegebene Herausforderung zu nennen, in unserem postmodernen Alltag mit einer omnipräsenten Unübersichtlichkeit und Orientierungslosigkeit umzugehen. Es scheint tatsächlich zunehmend zum politischen Kernproblem schlechthin zu werden, wie sich denn auf die enorme Komplexität, die unüberschaubar gewordene Vielfalt und die atemberaubende Innovationsgeschwindigkeit in praktisch allen Lebensbereichen in akzeptabler Weise reagieren läßt. Wie läßt sich verhindern, daß die Flucht vor einer zunehmend „bodenlos“ erlebten Welt in einer der vielen Formen des Fundamentalismus, in xenophobischen Abschottungsversuchen (dazu Frenzel/Kabelka, 1998), im resignierenden Fatalismus oder in einer alles relativierenden Beliebigkeit endet.

Wenngleich ich zutiefst davon überzeugt bin, daß eine radikale Orientierung an der Person, wie sie Carl Rogers in

vielfältiger Weise vorgedacht hat, so manchen tatsächlich hilfreichen Beitrag zur Lösung dieser Probleme erbringen kann, so ist andererseits doch darauf hinzuweisen, daß sich auch diese Philosophie einem möglichen Mißverständnis, das gerade in der aktuellen historischen Situation gefährlich naheliegend scheint, nicht entziehen kann.

Ich denke, es gibt, bei einem verkürzten Verständnis von humanistischen Ansätzen, durchaus die Möglichkeit, in Anlehnung an so manche Formulierungen von Carl Rogers,<sup>3</sup> einer fatalen Liebe zum Schicksal zu verfallen.

Die vielleicht tröstende Idee, man müsse sich nur vertrauensvoll einer fast vorsehungsähnlichen und positiven Entwicklungstendenz überantworten, dann könne nichts mehr passieren, liegt, gerade im Kontext der Psychoszene, in einer verführerisch bequemen Nähe. Eine an mancher Stelle formulierte „Weisheit des Organismus“ als Ausdruck einer im gesamten Universum wirkenden „formativen Tendenz“ kann statt der gerade jetzt so nötigen Entwicklung offensiver Vielfaltsbewältigung und -entfaltung irrationale Mystizismen begünstigen. Begeht man hier den immer wieder bemerkbaren Irrtum, ein vitalistisch verstandenes Prinzip zu vermuten, das als „organismisch“ verankertes Motiv die Person ihrer womöglich „objektiv“ verstandenen „Natur“ unterwirft, dann geht das nur auf Kosten vernunftorientierter Daseinsbewältigung. Die aus unseren historischen Bedingungen so verständliche Sehnsucht nach Einbettung in Naturprozesse führt, im Zusammengehen mit einem derartigen Mißverständnis personenzentrierter Anthropologie, zu regressiven Verschmelzungsphantasien, zu politischer Passivität oder gar zu mystizistischen Vorsehungsideen. Es bleibt illusionär, unsere Welt, die ein Objekt profitorientierter Ausbeutung geworden ist, in den Zustand unschuldiger Schöpfung zurückversetzen zu wollen und uns als sympathisch schwingende Teilchen in einem lebensbejahenden kosmischen Netz zu sehen. So tröstlich das vielleicht sein mag, es gilt dennoch wahrzunehmen, daß wir nicht nur Produkte, sondern auch Produzenten unserer gesellschaftlichen Verhältnisse sind. Es gilt politisch wirksam einzugreifen und die Welt aktiv nach eigenen Möglichkeiten mitzugestalten (vgl. Frenzel, 1988).

<sup>3</sup> Exemplarisch für derartige Formulierungen von Rogers: „Ich selbst habe die Überzeugung vertreten, daß der Mensch weiser als sein Intellekt sei und daß voll entfaltete Menschen gelernt haben, ihre Erfahrungen als zuverlässige Steuerung für ihr Verhalten zu betrachten. Sie stellen fest, daß die Erkenntnisse, die sie dank ihrer Aufgeschlossenheit für Erfahrungen gewinnen, eine weise und befriedigende Orientierungshilfe für ihre Handlungen darstellen. Whyte versetzt die gleiche Idee in einen größeren Kontext, wenn er erklärt: Kristalle, Pflanzen und Tiere wachsen ohne bewußtes Zutun, und unsere eigene Geschichte erscheint uns weniger seltsam, sobald wir annehmen, daß der gleiche Ordnungsprozeß, der ihr Wachstum steuert, auch die Entwicklung des Menschen und seines Verstandes gesteuert hat und dies noch tut.“ (Rogers 1977, 274)

Carl Rogers selbst hat dies (allerdings erst relativ spät) erkannt und schließlich begonnen, seinen Ansatz als einen politisch brisanten zu verstehen und demgemäß auch politisch relevante Aktivitäten zu setzen (siehe z. B. Rogers, 1977; 1986d; Rogers/Sanford, 1987).

## 2. Permanente Theorieentwicklung als Herausforderung für personzentrierte Praktikerinnen und Praktiker

Der nächste Punkt in unserem Versuch den Ansatz im genannten Sinne „aufzuheben“ besteht darin, Theorieentwicklung sowohl im Rahmen der Ausbildung, als auch in der professionellen Praxis permanent voranzutreiben.

Hier ist eine weitere Herausforderung aus dem Vermächtnis von Carl Rogers gefunden. So meinte er beispielsweise während seines Aufenthalts in Wien 1981 in einer Diskussion mit namhaften österreichischen Psychotherapeuten: „Ich habe oft gesagt, daß ich glaube, daß es eine beste Therapieschule gibt, und das ist die Therapieschule, die man für sich selbst entwickelt.“ (Rogers, 1992a, S. 30)

Damit ist implizit eine klare Anforderung an die Praktikerinnen und Praktiker vertreten: Es gilt, ausgehend von eigener Erfahrung und permanenter Fortbildung, eine eigenständige Theorie als Orientierungshilfe für die Praxis zu entwerfen.

In diesem Zusammenhang ist auch an Untersuchungen zu erinnern, die seriös belegen, wie wichtig die Überzeugtheit der jeweiligen Psychotherapeutin von ihrem eigenen Ansatz ist. Darin scheint sogar einer der wesentlichen Wirkfaktoren von Psychotherapie gefunden. So zeigen beispielsweise Jochen Eckert und Eva-Maria Biermann-Ratjen (1990), daß nur durch eine konsistente und mit Überzeugung vertretene Therapietheorie eine ausreichend klare „therapeutische Identität“ begründet werden kann, die eine kongruente Haltung im konkreten therapeutischen Beziehungsgeschehen ermöglicht. Die Wirksamkeit jedweder psychotherapeutischer Methodik scheint davon abhängig zu sein, wie „plausibel“ ein Therapeut seine Methodik gegenüber dem Klienten vertreten kann; nur so läßt sich ein entscheidendes Prozeßmerkmal für signifikanten Therapieerfolg, die „Ansprechbarkeit des Patienten für das spezifische therapeutische Beziehungsangebot“ (ebd., 283) günstig beeinflussen. Hier finden sich gewichtige Argumente für die Aufforderung von Carl Rogers, auch als Praktiker oder Praktikerin Theorieentwicklung zu betreiben.

Ich habe einmal versucht zu reflektieren, wie denn nun Theorieentwicklung im hier gemeinten Sinne konkret prozeßhaft ablaufen kann und auch die Ergebnisse meiner Überlegungen in Form einer Graphik<sup>4</sup> zu veranschaulichen.

Vorweg muß ich dabei noch darauf hinweisen, daß die nachfolgenden Ausführungen im hier gegebenen Zusammenhang natürlich nur cursorisch bleiben können. Meine Hoffnung ist, daß sich vielleicht dennoch die eine oder andere hilfreiche Beschreibung für den so komplexen Zusammenhang verschiedenster Phänomenbereiche daraus entwickeln läßt. Wesentlich ist auch noch der Hinweis, daß sich durch die hier aufgeworfene Fragestellung die Schwierigkeit ergibt, ein zirkulär verschränktes und damit prozeßhaftes Geschehen in einzelnen Schritten zu beschreiben.

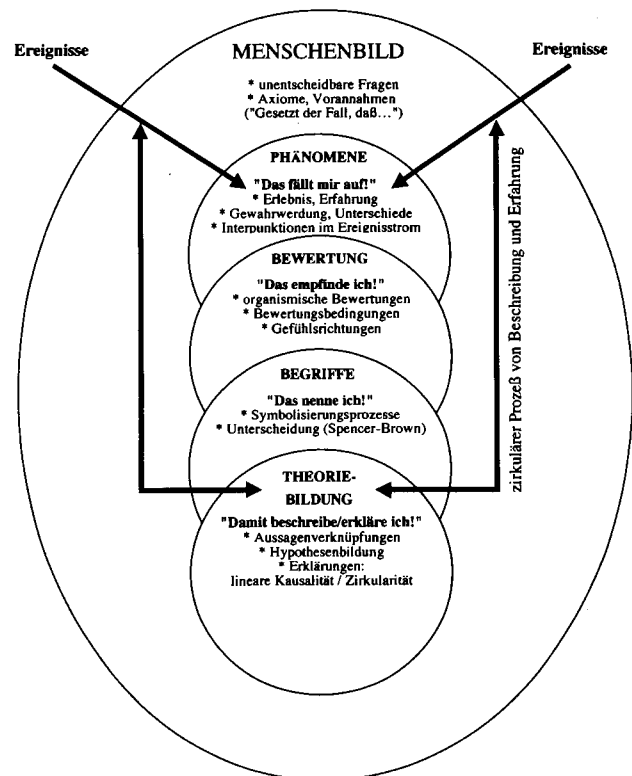


Abb. 1: Theorieentwicklung als professionelle Herausforderung für die personzentrierte Praktikerin/den Praktiker

Den Hintergrund der Folie bildet die Anthropologie. Wie schon oben ausgeführt: Diese Positionen sind unverzichtbare Annahmen, die als empirietranszendente Aussagen ein persönliches Menschenbild konstituieren. Heinz v. Foerster spricht in diesem Zusammenhang von „unentscheidbaren Fragen“, die man, als im Grunde „metaphysische Prämissen“ eben persönlich zu entscheiden und zu beantworten hat: Was sind meine grundlegenden Vorannahmen über die „Natur“ oder das „Wesen“ des Menschen? Worauf gründet all mein praktisches Handeln als professioneller Helfer? Welche sich daraus herleitende Orientierungslinien prägen meine Wahrnehmungen, die wiederum die Ausgangspunkte für meine Wertsetzungen und damit Handlungen bilden? (Vgl. dazu z. B. Korunka, 1992.)

<sup>4</sup> Wertvolle Anregungen zur Entwicklung dieser Folie verdanke ich als Mitglied eines Theoriezirkels, der sich in Linz gebildet hat, meinem Kollegen Günther Nausner.

Anknüpfend an eine Bemerkung von Thomas Slunecko (1998) sei noch darauf hingewiesen, daß wohl nur erschütternde Lebensereignisse eine tatsächlich grundsätzliche Revision und Veränderung dieser Grundsatzüberzeugungen bewirken können. Turbulenzen im Lebenslauf bringen uns am ehesten dazu, grundsätzlich zu philosophieren und gegebene „Fragestopps“, als die man anthropologische Positionen wohl auch bezeichnen könnte, aufzugeben, um neue Entscheidungen zu finden.

Die Grundpositionen des eigenen Menschenbildes bewirken eine tendenziöse Apperzeption sämtlicher Geschehnisse im therapeutischen Beziehungsverlauf.

Im Ereignisstrom einer therapeutischen Begegnung treffe ich somit spezifische Interpunktionen. Ausgehend von den erwähnten Wahrnehmungspräferenzen kann ich an verschiedenen Punkten im Prozeßverlauf sagen: Das fällt mir auf! Das nehme ich wahr. Ich kreierte Information, indem ich „Unterschiede“ konstruiere, „die einen Unterschied machen“, wie das Gregory Bateson (1981, 582) in seiner berühmten sprachlichen Wendung definierte. Der von Rogers beschriebene Prozeß der „Symbolisierung“ (Rogers, 1959, 24) ist hier von Bedeutung, ein Ausschnitt der Erfahrung gelangt zum Gewahrsein.

Ein weiterer wesentlicher Schritt bewegt sich auf der Ebene der Bewertungen. Das komplexe Zusammenspiel von „organismischer Bewertung“ (ebd., 37) und spezifischen „Bewertungsbedingungen“ (ebd., 36) kommt hier genauso zu Tragen wie die jeweilige Verfaßtheit und gegenwärtige Konfiguration meines „inneren Bezugsrahmens“ (ebd., 37), der unter anderem natürlich unentrinnbar auch geprägt ist von eigenen *theoretischen* Wertsetzungen und Bedeutungen. Wie bewerte ich, ausgehend von theoretischen Positionierungen, ein spezifisches Phänomen? Welche emotional gefärbte Erfahrung stellt sich ein, die auch eine persönliche Bedeutung mit einschließt?

Vor dem Hintergrund und im (zirkulären) Zusammenspiel dieser hier nur kurz angedeuteten Prozesse geschieht der nächste bedeutende Schritt im Prozeß der Theorieentwicklung: Es gilt Begriffe zu formulieren. Hier ist der Moment angesprochen, wo ich dann sage: „Das nenne ich ....!“

Neben den Ausführungen von Rogers (ebd., 24ff) im Zusammenhang mit dem Prozeß sprachlicher Symbolisierung sind hier auch die so erhellenden sprachphilosophischen Befunde von George Spencer-Brown (1969) zu nennen, die darauf hinweisen, daß all die Begriffe, die wir bei unseren Beschreibungen zur Bezeichnung eines Phänomens verwenden, an Gegenbegriffe gekoppelt sind, die bei der Bezeichnung zwar vorausgesetzt, aber nicht aktualisiert sind. Jede Bezeichnung, die immer eine Unterscheidung darstellt, setzt eine „Gegenunterscheidung“ voraus, die aber ausgeblendet bleibt. Nimmt man diese Hinweise ernst, dann erbringt das die Aufforderung, die Auswahl der getroffenen Unterscheidungen sorgfältig zu prüfen: Welche impliziten Unterscheidungen treffe ich mit einer spezifischen sprachlichen Set-

zung und Begriffsbildung? Welche alternativen Begriffe und Unterscheidungen sind noch möglich?

Ausgehend von den letztendlich gewählten oder kreierte Begriffe kann es schließlich zu einer Weiterentwicklung eigener Theorie kommen, indem Begriffe zu Aussagen verknüpft werden. Jetzt lassen sich Zusammenhänge konstruieren, die je nach spezifischer, epistemologischer Präferenz linear-kausal oder zirkulär zu Erklärungen werden und schließlich den Charakter einer Hypothese aufweisen. Spätestens an dieser Stelle wird erneut klar, daß wir es, wie schon erwähnt, im hier diskutierten Zusammenhang mit dem zirkulär verschränkten Verhältnis von Beschreibung und Erfahrung zu tun haben, indem die Beschreibung (Hypothesenbildung) die Erfahrung beeinflusst und die Erfahrung die Beschreibung.

Diese Gedanken bringen mich zu einigen Anmerkungen bezüglich der Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn man – durchaus auch im Interesse der Weiterentwicklung eigener Theorie – den schulübergreifenden Diskurs versucht: Vor dem Hintergrund der eben gezeigten Folie finden sich Erklärungen, warum sich die Gespräche zwischen Vertretern verschiedener Therapieschulen oftmals so überaus schwierig gestalten, wie wir das ja innerhalb der von uns veranstalteten Gesprächsreihe der PCA mit namhaften Kolleginnen und Kollegen anderer Richtungen wiederholt bemerken konnten (siehe dazu z. B. Korunka, 1997). Fritz Simon, der so bewundernswert originelle, systemisch orientierte Kollege, wies auf der vergangenen „World Conference for Psychotherapy“ in Wien darauf hin, daß sich die Schwierigkeiten unter anderem durch das unterschiedliche Verständnis zentraler Begriffe ergeben.

Wenn wir uns im interdisziplinären Diskurs unterhalten, werden Begriffe verwendet, die immer – wie die Folie (s. o.) erkennbar werden läßt – gleichzeitig Beschreibungen, Bewertungen und Erklärungen sind. Man braucht nur an den Begriff „Verdrängung“ zu denken oder an „Übertragung“. Jeder dieser Begriffe meint immer gleichzeitig eine phänomenale Beschreibung, eine spezifische Bewertung und natürlich auch eine theoretische Erklärung. Und so kann es sein, daß im interdisziplinären Diskurs beispielsweise eine Vertreterin einer bestimmten Therapieschule die Übertragung kritisiert und jemand, der die psychoanalytische Zugangsweise zum Menschen bevorzugt, hört, es wäre das Phänomen geleugnet. In Wahrheit ist aber vielleicht mit dieser Kritik die Erklärung oder die therapiepraktische Bewertung fokussiert. Das könnte eine Vielzahl von Schwierigkeiten und Mißverständnissen im interdisziplinären Diskurs erklären (zu diesem Thema insbesondere Slunecko, 1997).

Abschließend möchte ich zu diesem Punkt der geforderten Theorieentwicklung der Praktiker noch anmerken, daß dabei natürlich nicht nur an aufwendige, „große Forschung“ und professionelle wissenschaftliche Arbeit gedacht sein muß, sondern auch an „kleine Forschung“. Wir versuchen innerhalb unseres Instituts, die Praktiker und Praktikerin-

nen in ihrer theoretischen Weiterentwicklung zum Beispiel durch die regelmäßige Vortragsreihe „IPS-Diskurse“ anzuregen und zu unterstützen. Wir veranstalten zumindest einmal jährlich den „Theorieworkshop des IPS“. Dabei sind die Ausbilderinnen und Ausbilder des IPS aufgerufen, ihre eigene theoretische Arbeit zu veröffentlichen und im kollegialen Diskurs einer kritischen Bewertung auszusetzen.

Auch die spezifische Ausgestaltung des Ausbildungscurriculums stellt einen Versuch dar, unsere Ausbildungsteilnehmerinnen und -teilnehmer zu ermutigen, ihre eigene Theoriebildung zu entwickeln. So widmet sich nicht umsonst das erste Pflichtseminar im Rahmen der Ausbildung dem Thema „Grundlagen Personzentrierter Theoriebildung“. Die geforderte Abschlußarbeit ist Ausdruck eines auch emanzipatorischen Anspruchs, häufig bemerkbare „Sozialisationschäden“ aus Schule und Universität zumindest ein Stück weit zu korrigieren. Unsere Intention ist dabei, unseren angehenden Kolleginnen und Kollegen zu vermitteln, daß die eigenen Gedanken und Ideen unbedingt wertgeschätzt werden können und solcherart ernstzunehmende Beiträge zur Fortentwicklung personzentrierter Theorie entstehen können. Natürlich gibt es vertraglich gebundene Ausbilderpflichtungen, permanent die eigenen Theorien weiterzuentwickeln und zu präsentieren.

Es soll damit zum Ausdruck gebracht werden, daß wir diesen Aspekt als ein besonders relevantes Vermächtnis von Carl Rogers verstehen. Ich denke, es wird oft genug übersehen, daß Rogers, bei aller Bescheidenheit, die ihm so häufig und wohl auch zu Recht zugeschrieben wird, doch auch ein Wissenschaftler und Forscher war, der wiederholt in vollem Lichte kritischer Öffentlichkeit enorm provokante Thesen vertreten hat und sich auch durch teilweise sehr harte Kritik nicht beirren ließ, weiterhin seine Theorie zu formulieren und durch disziplinierte Forschung zu prüfen.

### 3. Professionelle personenzentrierte Praxis

Nun zum dritten Bereich, in dem wir versuchen, die Anregungen aus dem Lebenswerk von Carl Rogers fortzuführen und weiterzuentwickeln: die praktische personenzentrierte Arbeit in unterschiedlichen Berufsfeldern.

Das gemeinsame Selbstverständnis der im IPS versammelten personenzentrierten Praktikerinnen und Praktiker läßt sich unter anderem als von der Anthropologie her – wie oben kurz angedeutet – vorwiegend existentiell-beziehungsorientiert, von der Epistemologie her konstruktivistisch und von der Praxis her an unmittelbarer Begegnung von Person zu Person orientiert beschreiben (vgl. Schmid, 1997, S. 101). Das Praxisverständnis ist damit der dritten „personenzentrierten“ Schaffensperiode von Rogers zuzuordnen, die – in unterschiedlicher Schwerpunktsetzung zur „nicht-direktiven“ und „klientenzentrierten“ Phase – die direkte Begegnung als spezifischen „way of being with“ in Theorie und Praxis akzentuiert und darin gleichsam die „via regia“ zur Entwicklung der

Person und Heilung in der Psychotherapie versteht (dazu insb. Schmid, 1994, 1996).

Aus dieser Positionierung, die wohl in besonderem Maße in Anspruch nehmen kann, tatsächlich das letztendliche „Vermächtnis“ von Carl Rogers aufzugreifen, zu radikalisieren und damit weiterzuentwickeln, ergeben sich eine Fülle von Schlußfolgerungen. Ich möchte im folgenden nur vier davon herausgreifen, die mir in besonderem Maße wesentlich erscheinen.

#### 3.1 Der Primat der personalen Begegnung vor Methodik und Technik

Eine der bedeutsamsten Konsequenzen aus dieser Orientierung, die in der Radikalität ihrer Wendung gegen den Mainstream psychosozialer Arbeit noch immer unterschätzt wird, besteht darin, dem „belief system“ des Therapeuten größere Bedeutung in der therapeutischen Praxis und vor allem in Aus- und Weiterbildung zu schenken als der Ansammlung eines möglichst ausdifferenzierten Interventionsrepertoires. Nur sorgfältige theoretische Reflexion, kontinuierliche Supervision der Praxis und beständiges Lernen aus der Erfahrung begünstigen ein Einlösen des enormen Anspruchs, eine kongruente Verhaltensvarietät im schnell wechselnden Beziehungsgeschehen aktualisieren zu können. Eine „Technik“ personenzentrierter Psychotherapie kann nach dieser Auffassung nur in der Kunstfertigkeit bestehen, mit den spezifischen Eigenarten der am Therapiegeschehen beteiligten Personen und der sich entwickelnden gegenwärtigen Beziehung so umzugehen, daß bedeutungsstiftend-empathisches und bedingungsfrei-wertschätzendes Verstehen in der Subjekt-Subjekt-Begegnung spontan möglich wird. Die technikzentrierte Moderation von eingeübten Methoden in der Therapiestunde bindet die Konzentration des Therapeuten und verhindert authentische Begegnung und gegenwärtige Präsenz.

Damit ist implizit eine Absage an die Vorrangigkeit von Effektivität und Effizienz formuliert. Ich schreibe hier ganz bewußt „Absage an die Vorrangigkeit“. Es sollte hier auf keinen Fall übersehen werden, und darin ist Wolfgang Keil (1998) im Anschluß an seinen Vortrag im Rahmen dieses Symposiums unbedingt recht zu geben, daß Psychotherapie ein professionelles Unterfangen ist und insofern durch eine spezifische Aufgabenstellung gekennzeichnet ist. Damit ist unvermeidbar eine Verzweckung der Beziehung gegeben. Wer das übersieht, verwechselt Psychotherapie mit Freundschaft und propagiert eine bedenkliche und nicht ungefährliche „Rent-a-Friend-Ideologie“. Bei trotzdem aufrechtem Versuch, Begegnung innerhalb therapeutischer Beziehungen zu ermöglichen, bedeutet das für die Person des Psychotherapeuten nicht weniger als die hier gegebene Spannung in reflektierter Weise auszuhalten.

Wer angesichts dieser tatsächlich beträchtlichen Herausforderung resigniert und therapeutische Techniken unkri-

tisch anwendet, läuft Gefahr, die Subjekthaftigkeit des Klienten durch die Verwirklichung vorrangig strategischer Kommunikation zu sabotieren. Ein derartiges Vorgehen kommt einer Verdopplung des Alltagsschicksals gleich, das in einer technologisch orientierten Industriegesellschaft darin besteht, in einem hohem Ausmaß und in vielfältiger Weise manipuliert zu werden. Die omniprésente „Religion des Um-Zu“ und die übermächtige Vorrangstellung des ökonomischen Diskurses (Optimierung der Aufwand-Nutzen-Relation) als Grundmuster der Moderne, sich der Natur zu bemächtigen und ihr entgegenzutreten, instrumentalisiert natürlich auch den Menschen selbst. Eine permanent realisierte Maschinenlogik läßt wenig Platz für den Selbstzweck des Lebens, und so wird auch die Person in den verschiedensten gesellschaftlichen Kontexten als Objekt behandelt.

Erkennt man darin die letztendlich bedeutsamste Ursache von Selbstentfremdung und psychischer Deformation, dann wird schnell deutlich wie sehr eine blinde Effektivitäts- und Effizienzorientierung in der Psychotherapie zu kurz greift. Versteht man wie Rogers, in bewußter Gegenwendung zu dieser Haltung, Psychotherapie als eine Form wachstumsfördernder, zwischenmenschlicher Beziehung oder faßt dies gar als eine Form der Liebe auf, dann erhalten effizienzoptimierende Vorgehensweisen einen beinahe absurden Charakter, indem sie dann der Frage gleichkommen, wie sich denn effizient und effektiv lieben läßt.

### **3.2 Die Überzeugung, die von Rogers formulierten Bedingungen für Psychotherapie sind hinreichend**

Carl Rogers hat sich nie in seiner Überzeugung beirren lassen, seine 1957 formulierten „notwendigen und hinreichenden Bedingungen für Persönlichkeitsentwicklung durch Psychotherapie“ (Rogers/Schmid, 1991) als in keiner Weise ergänzungsbedürftig aufzufassen. Gerade um diese Meinung gab und gibt es sehr kontroverse Ansichten nicht nur im schulenübergreifenden Diskurs, sondern sogar innerhalb des personenzentrierten Kollegenkreises.<sup>5</sup>

In der ganz offensichtlich enorm provokanten These vom hinreichenden Charakter der berühmten Bedingungen, die in ihrer Gesamtheit eine spezifische Einstellung beschreiben, die es in der therapeutischen Beziehung zu verwirklichen gilt, ist implizit die Überzeugung formuliert, daß es zentral auf die Person des Therapeuten beziehungsweise der Therapeutin ankommt und nicht auf ein möglichst breites

Methodenset (siehe oben). Häufig genug läßt sich erkennen, daß diese Überzeugung längst nicht von allen personenzentrierten Kolleginnen und Kollegen geteilt wird. Wie läßt sich sonst das beobachtbare Phänomen erklären, daß, wenn Grenzen der Person erreicht sind, recht schnell Grenzen des Ansatzes behauptet werden? Selbstwertschonend wird dann für die Notwendigkeit von Anleihen im ansatzfremden Methodenrepertoire argumentiert.

Als Resultat ergibt das eklektizistische und undifferenzierte Amalgamierungen, die man womöglich als „integratives Vorgehen mit kompatiblen Methoden“ bezeichnet und durch reichlich verflachte Argumentationsfiguren aus dem rhetorischen Repertoire eines verkürzten Postmodernismus verziert. Es wird dann zwar Vielfalt behauptet, tatsächlich aber unreflektierte Beliebigkeit praktiziert.

Ich hoffe sehr, daß diese meine Aussagen jetzt nicht als ein Plädoyer für genauso verkürzenden und dogmatischen Fundamentalismus mißverstanden werden, es geht nach meiner Meinung im Gegenteil vielmehr darum, daß man im Interesse einer komplexitätssteigernden und dadurch kontextgerechten Vielsprachigkeit die Auseinandersetzung mit anderen Ansätzen geradezu sucht. Für mich stellt das geradezu eine Art „Pflichtübung“ für personenzentrierte Psychotherapeuten beziehungsweise Psychotherapeutinnen dar. Mir fällt an dieser Stelle Thomas Bernhard ein, der Dummheit als Blickverweigerung definiert und damit dogmatische Umgangsweisen mit einer recht eindeutigen Bewertung belegt.

Ich möchte meine Aussagen unter anderem vielmehr als ein Plädoyer für kontinuierliche Supervision verstanden wissen. Dort kann es am ehesten gelingen, eigene Grenzen, die sich in der täglichen Arbeit auftun, als eigene Grenzen zu erkennen und nicht die eigenen Schwierigkeiten innerhalb der therapeutischen Beziehung einem offensichtlich nur halb verstandenen theoretischen Ansatz anzulasten.

Um das dogmatische Mißverständnis und „blickverweigernde Selbstgefälligkeit“ zu vermeiden, geht es, wie schon einmal angedeutet, dann auch darum, sich „verstören zu lassen“, sich von den (impliziten) Fragen, die andere Ansätze an uns stellen, tatsächlich im eigenen Denken „beunruhigen zu lassen“. Im „Institut für Personenzentrierte Studien“ dominieren dabei momentan Auseinandersetzungen rund um die Tiefenpsychologie, den systemischen Ansatz und körpertherapeutische Ansätze.

### **3.3 In allen Aspekten des psychotherapeutischen Prozesses bleibt der Klient der Experte für seine eigene Entwicklung**

Die dritte Schlußfolgerung aus unserer spezifischen Auffassung, wie denn das Vermächtnis von Carl Rogers als Herausforderung in der praktischen Arbeit verstanden werden kann, ergibt sich aus der sehr populär gewordenen Bemerkung, daß die Expertin für die eigene Entwicklung immer die Klientin bleibt.

<sup>5</sup> Darin liegt auch einer der Konfliktpunkte, die innerhalb der APG kürzlich zu einer strukturellen Teilung in zwei Sektionen geführt haben (siehe dazu Schmid, 1997). Auf einer international bedeutsamen Ebene ist in diesem Zusammenhang insbesondere Reinhard Tausch zu nennen, der sich mit seinen jüngsten Äußerungen unmißverständlich für die eklektische Hinzunahme anderer Methoden ausspricht (Tausch, 1989, 1994).



Ich fürchte, daß auch diese so radikale Absage an ein letztendlich entmündigendes Expertentum vielerorts zum bloßen Schlagwort und Lippenbekenntnis verkommen ist. Denken Sie nur an die vorhin kurz angedeuteten Fragen rund um psychotherapeutische Techniken oder eklektische Methodik!

Was mich besonders in meiner Entscheidung für den Personenzentrierten Ansatz beeinflusst hat, sind die zahlreichen Hinweise, daß diese Form der Psychotherapie sehr radikal das Phänomen ernstnimmt, daß die Mittel die Ergebnisse determinieren. In dieser sowohl theoretisch formulierten als auch praktisch vorgelebten Sensibilität ist ein besonders ansatztypisches Moment angesprochen. So ist mir zum Beispiel im Rahmen der von der PCA organisierten Veranstaltungsreihe (siehe dazu Korunka 1997) aufgefallen, daß es im Gespräch mit Vertreterinnen oder Vertretern anderer therapeutischer Ansätze relativ schnell gelingt, sich über die grundsätzlichen Therapieziele zu einigen. Die Wege allerdings, wie man diese konsensfähigen Ziele zu erreichen versucht, sind oft fundamental verschieden. Dabei sollten jetzt aber keineswegs vorschnell etwaige Hinweise auf das Prinzip der Äquifinalität übersehen lassen, daß diese verschiedenen Wege auch signifikante Unterschiede in der tatsächlichen Zielerreichung und -ausprägung bedingen.

Mir ist bis heute keine andere psychotherapeutische Methodik bekannt, die in einer vergleichbaren Radikalität die Subjekthaftigkeit psychisch leidender Personen ohne „Umwege“ und also sofort in der unmittelbaren Begegnung ernst nimmt. Orientiert man sich in der psychotherapeutischen Arbeit radikal an der Person, dann unterbleibt jeder auch nur unterschwellige Versuch, die Subjekthaftigkeit der Person „herzustellen“, sie wird als gegeben vorausgesetzt und mit sofortiger Wirkung gewürdigt. Nur in dieser Weise, so scheint mir, begeht man keinen „Weg-Ziel-Fehler“ indem eine vielleicht besonders subtile Entmündigung durch einen Experten geschieht, der mittels Techniken intentional versucht, eine hilfeschuchende Person zur Subjekthaftigkeit zu führen. Unschwer läßt sich der potentielle „Double-bind-Charakter“ solcher Bemühungen erkennen, wenn man einen Klienten „behandelt“ und nicht versucht, eine Person zu verstehen.

Natürlich besteht die Notwendigkeit für jeden Klienten, sich selbst objekthaft zum „Erkenntnisgegenstand“ zu machen und sich auch aus einer dissoziierten Metaperspektive zu betrachten, die wohl eine grundlegende Voraussetzung für jedweden selbstreflexiven Prozeß darstellt, – und so muß wohl auch jeder Therapeut und jede Therapeutin trotz aller unmittelbarer subjektzentrierter Verstehensversuche ein Stück weit auch objekthaft auf seine Klienten achten, wie das beispielsweise in der Formulierung des „mitfühlenden Wissens“ (Eckert) bezüglich spezifischer Störungsbilder zum Ausdruck kommt. Mißverstehen man diese Seite aber in ihrer therapiepraktischen Intention, dann kommt es zu einer heimlichen Draufsicht auf die Selbstbe-

stimmung des anderen, die der Therapeut dann als Experte, der das Beste für den Klienten will, „verwaltet“ (vgl. dazu Hartmann, 1985).

Wenn es tatsächlich darum geht, jemanden mitfühlend-verstehend in seinen oder ihren Versuchen zu begleiten, sich zunehmend als „essentially competent“ erleben zu können, wie sich das bei Maureen O’Hara (1995, 45) verstehen läßt, dann erhebt sich die Frage, wie man denn verhindern kann, daß jemand laufend und womöglich auch durch eine psychotherapeutische Behandlung weitere Bestätigungen dafür finden muß, sich als nicht wirklich „zuständig“ für seine Verhaltens- und Seinsweisen zu erleben. Wir denken, daß es hier nur eine echte Chance gibt: Den anderen Menschen sofort im „Hier-und-Jetzt“ als Person anzuerkennen, das heißt als jemanden, der oder die in ihren Belangen selbst bestimmen kann und uneingeschränkte Interpretationshoheit bezüglich eigenen Erlebens und Verhaltens innehat. Nur eine derartige Einstellung ermöglicht eine Subjekt-Subjekt-Begegnung als therapeutisch wirksame Beziehung.

Ich möchte in diesem Zusammenhang nur kurz darauf eingehen, daß es Hinweise darauf gibt (z. B. Eckert, 1997, S. 45), daß ein geradezu „typischer Effekt“ personenzentrierter Psychotherapie in einem Ansteigen „interner Kontrollüberzeugungen“ der Klientinnen und Klienten zu bestehen scheint. In diesem Zusammenhang sind eine Reihe von psychologischen Befunden rund um die Attributionstheorien (z. B. Rotter u. a., 1972; Kelley, 1967) zu nennen, die zeigen, von welcher weitreichender Bedeutung die grundsätzlichen, subjektiven Überzeugungen darüber sind, inwieweit man auf Situationen signifikanten Einfluß nehmen kann. Ein Überwiegen „externaler Kontrollüberzeugungen“, wie sie sich in Haltungen wie: „Man kann ohnehin nichts tun, die Welt und die Sachverhalte sind eben so!“ oder „Die da oben machen mit uns sowieso was sie wollen ...“ usw. ausdrücken, kann unter anderem nicht nur psychische Erkrankung bewirken, sondern auch eine Verführbarkeit in Richtung politischer Orientierungen, die gefährlich, weil antidemokratisch, eine Haltung fördern, sich vermeintlich „starken“ Führern zu unterwerfen und identifikatorisch anzuschließen. Bedenkt man die an so vielen Stellen von Carl Rogers beschriebenen Intentionen personenzentrierter Vorgehensweisen, verwundert es wenig, daß diese Methode wie kaum eine andere das innere Erleben zu bestärken vermag, sich selbst als relevanten Mitgestalter der eigenen Lebenssituation zu erkennen. Damit wächst natürlich auch das Verständnis und die Motiviertheit, das eigene Leben vermehrt in eigene Verantwortung zu übernehmen und sich als Person zu entwickeln.

Diesem herausfordernden Vermächtnis einer möglichst weitgehenden Weg-Ziel-Kongruenz im Zusammenhang mit der Subjekthaftigkeit der Person versuchen wir im IPS nicht nur in der täglichen therapeutischen und beraterischen Praxis gerecht zu werden sondern auch in der Gestaltung der Ausbildung. Der organisatorische Rahmen des fachspezifischen Curriculums soll möglichst weitgehend subjektive

Wahlfreiheit für die Gestaltung des eigenen Ausbildungsweges offenhalten (dazu Schmid 1997).

### 3.4 Die Anerkennung des wesensmäßigen Unterschieds zwischen Psychotherapie und Medizin

Auch die vierte und letzte hier ausgewählte Schlußfolgerung aus einem Person-zentrierten Ansatz ist nach meinem Verständnis ein wirklich zentrales Vermächtnis von Carl Rogers, das sowohl historisch bedeutsam ist als auch momentan eine enorme (standes)politische Aktualität aufweist. An vielen Stellen weist Rogers explizit darauf hin, daß sein Ansatz deutlich das medizinische Modell ablehnt, welches unter anderem beinhaltet, nach einer Pathologie Ausschau zu halten, eine Diagnose zu entwickeln und daran anknüpfend einen Behandlungsplan zu entwerfen (dazu z. B. Rogers, 1992, 22). In diesen seinen Formulierungen zeigt sich, daß Rogers eindeutig erkannte, daß Körper und Psyche wesensmäßig völlig unterschiedliche Sphären und Phänomenbereiche sind, was zum Beispiel auch die Schwierigkeiten im interdisziplinären Diskurs zumindest ein Stück weit erklären kann. Es gibt tatsächlich inkommensurable Begriffe zwischen Psychotherapie und Medizin: Was heißt „Krankheit“ im medizinischen Kontext, was heißt „Krankheit“ im psychotherapeutischen Kontext? Was heißt „Therapie“ dort, was heißt es da? Zu sagen: „Es hat jemand eine Depression“, so wie man sagt, daß jemand „einen Schnupfen hat“, ist so als würde man sagen: „Es hat jemand einen Spaziergang.“<sup>6</sup>

Wahrscheinlich ist es doch gerade heute, in einer Zeit, in der so viel über Krankenkassenverträge gesprochen wird und immer wieder Versuche starten, im vom medizinischen Denken geprägten Krankenkassenkontext psychotherapiegerechte Regelungen zu finden, von besonderer Bedeutung, die wesensmäßigen Unterschiede klar zu benennen und zu verstehen. Es wäre ein großer fachlicher Fehler, aus vorrangig wirtschaftlichen Überlegungen, eigene Verhandlungspositionen aufzugeben und damit strukturell-rechtlichen Bestimmungen zuzustimmen, die diese substantielle Unterschiedlichkeit der Interventionsfelder nicht berücksichtigen.

Mittlerweile stellt uns hier die Systemtheorie eine elegante Möglichkeit zur Verfügung, den Zusammenhang zwischen Körper und Psyche unter Beibehaltung ihrer wesensmäßigen Unterschiedlichkeit zu beschreiben: Körper und Psyche sind nach diesem Verständnis Umwelten füreinander. Diese „Umwelten“ stellen durch ihre „strukturelle Koppelung“ Anpassungsaufgaben aneinander. Spezifische Konfigurationen der körperlichen Sphäre beeinflussen und konfigurieren damit

die Verfaßtheit der psychischen Sphäre. Fritz Simon hat in seinem Vortrag am Weltkongreß für Psychotherapie in Wien darauf aufmerksam gemacht, daß man in die Psyche als System nicht direkt intervenieren kann, das ist durch die so weitgehende Autonomie des psychischen Systems („operationale Geschlossenheit bei gleichzeitiger Strukturdeterminiertheit“) tatsächlich unmöglich. Es lassen sich die „Umgebungen“ des psychischen Systems beeinflussen, wie beispielsweise die konkrete kommunikative Verfaßtheit des „sozialen Systems“ als signifikant bedeutsame „Umwelt“ für die Psyche. Diesen Ansatzpunkt bevorzugen die meisten psychotherapeutischen Schulen und Ansätze.

Aber auch der Körper, als weiteres „Milieu“ der Psyche, läßt sich beeinflussen, ein Ansatzpunkt, den die traditionelle Psychiatrie oder körperorientierte Ansätze innerhalb der Psychotherapie bevorzugen. Es darf nicht übersehen werden, daß sich in der körperlichen Sphäre dabei wesentlich direkter intervenieren läßt. Ein Arzt kann, wenn beispielsweise Insulinmangel besteht, Insulin direkt in den Körper einbringen, was eine eindeutige, prognostizierbare Wirkung auf die biochemische Sphäre erbringt. Ja, man kann sogar, wenn man an die Chirurgie denkt, Organe herausnehmen oder einpflanzen.

In der psychischen Sphäre ist derlei unmöglich, es läßt sich „Einsicht“, „Hoffnung“ oder „Selbstbewußtsein“ in keiner Weise „einpflanzen“. Man gewinnt den Eindruck, daß dieses Faktum, zumindest wenn man als „psychotherapeutisch“ bezeichnete Interventionsversuche und -beschreibungen betrachtet, immer wieder übersehen wird. So läßt sich der wahrscheinlich häufigste Interventionsfehler im psychosozialen Bereich verstehen, der darin besteht, zu versuchen, direkt in die Psyche „hineinzutervenieren“ anstatt durch eigenes Handeln als mitbetroffene Person Beziehungen mitzugestalten. Die kommunikative Umgebung, die soziale Mitwelt, in der wir selbst Teil sind, läßt sich durch reflektierte und spezifische Formen der Bezogenheit signifikant mitgestalten.

Auch hier findet sich also ein starkes Argument für Begegnung und Beziehung als zentrales Element der Psychotherapie. Carl Rogers formuliert immer wieder als Kernaufgabe seiner personzentrierten Psychotherapie ein kommunikatives Klima wachstumsförderlich zu beeinflussen. Für diesen Ansatz spricht also nicht nur eine Reihe von Argumenten, die allesamt darauf hinauslaufen, im Interesse der Subjektivität die Person radikal zu würdigen (siehe oben), sondern auch das sehr pragmatische Argument, daß eine direkte und zielsichere Beeinflussung der Psyche durch Psychotherapie im engeren Sinne ohnehin nicht möglich ist.

Ich möchte an dieser Stelle eine selbstkritische Bemerkung hinsichtlich eines feststellbaren Mankos anbringen. Im vielleicht allzu bemühten Versuch, gerade diesen Aspekt des „Vermächtnisses“ fortzuführen, ergibt sich bei uns eine feststellbare Berührungsangst mit der Psychiatrie. Obwohl wir daran arbeiten, uns hier weiterzuentwickeln, besteht bis

<sup>6</sup> In diesem Zusammenhang hat bspw. Peter F. Schmid darauf hingewiesen, daß es nach personzentrierten Kriterien besser sei, von der „leidenden Person“ als von einem „psychisch Erkrankten“ zu sprechen (Schmid, 1992).

heute in diesem Bereich eine Art „blinder Fleck“. Vielleicht hilft dabei eine wieder stärkere Beachtung der bei Rogers zumindest implizit begründeten antipsychiatrischen Tradition, die unmißverständlich klarstellen hilft, was es eindeutig abzulehnen und zu bekämpfen gilt. Genauso wie die Argumente fundamentaler Psychotherapiekritik geraten nach der erfolgten gesellschaftlichen Anerkennung von Psychotherapie durch das einschlägige Gesetzeswerk auch die Positionen der Antipsychiatrie (z. B. Lehmann, 1986) zunehmend in Vergessenheit, obwohl eine Vielzahl erschreckender Berichte über psychiatrische Interventionen erkennen läßt, daß nach wie vor weite Teile der Psychiatrie in ihrer gesellschaftlichen Funktion einer ärztlichen Polizei gleichkommen.

Nach diesen kurzen, meist nur angedeuteten Aspekten personenzentrierter Praxis, komme ich zur abschließenden These, die eine Synopse des letzten Kapitels versucht:

Die Herausforderung für die praktische Verwirklichung personenzentrierter Theorie liegt in der je persönlichen Entwicklung eines reflektierten Fokus auf die eigene Kommunikation personenzentrierter Einstellungen in von Moment zu Moment sich verändernden Beziehungskonfigurationen. Dieses fachkundige Bemühen ergibt in der professionellen Praxis in Abgrenzung zu blinder Stimmungsherrschaft unter dem Deckmantel einer Echtheitsideologie oder einer technizistischen Anwendung eklektischer Interventionspotpourries im Sinne von Beliebigkeit und blinder Effizienzoptimierung, eine zumindest zeitweise Verwirklichung authentischer Begegnungsmomente. Die solcherart erlebbaren Subjekt-Subjekt-Begegnungen ergeben als mitfühlende Entdeckungsreisen in die Milliardenfältigkeit menschlicher Existenz die Option weitgehender Einzigartigkeit im Interesse lebensgerechter Vielfalt.

#### Literatur:

- Bateson, G. (1981). *Ökologie des Geistes – anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*, Frankfurt
- Eckert, J. / Biermann-Ratjen, E. (1990). Ein heimlicher Wirkfaktor: Die „Theorie“ des Psychotherapeuten, in: Tschuschke, V./Czogalik, D.(Hg.): *Was wirkt in der Psychotherapie? Zur Kontroverse um die Wirkfaktoren*, Berlin, 272–287
- Eckert, J. (1997). Welcher Klient mit welcher Störung profitiert von einer Gesprächspsychotherapie? In: *Person* (1), 40–47
- Fehring, C. (1994). Vom wahren Selbst zu den Selbst-Erzählungen. In: *apg-kontakte* 2,22–50
- Frenzel, P. (1988). Zum „subjektiven Faktor“ bei Carl Rogers. Der personenzentrierte Ansatz – ein Beitrag zur „Wendezeit“ oder zur „Wendepolitik“? In: Stipsits, R./Hutterer, R. (Hg.): *Person werden. Theoretische und gesellschaftliche Aspekte des personenzentrierten Ansatzes*. Frankfurt, 63–86
- Frenzel, P. (Hg.) (1991). *Selbsterfahrung als Selbsterfindung – Personenzentrierte Psychotherapie nach Carl R. Rogers im Lichte von Konstruktivismus und Postmoderne*, Regensburg
- Frenzel, P. / Schmid, P. F. / Winkler, M. (Hg.) (1992). *Handbuch der Personenzentrierten Psychotherapie*. Köln
- Frenzel, P. / Kabelka, W. (1998). *Heimat – Zur Phänomenologie postmoderner Sehnsucht*. Vortrag am 2. Theorieworkshop des IPS, Großrußbach (Manuskript)
- Gergen, K. (1990). Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. In: *Psychologische Rundschau* 41, 191–199
- Gergen, K. (1991). *The Saturated Self*. New York (Basic Books)
- Hartmann, J. (1985). Unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeit der Personen- und Klientenzentrierung II, in: *GwG-Info* 61, 26–50
- Keil, W. (1998). Der Stellenwert von Methoden und Techniken in der Klientenzentrierten Psychotherapie (Vortrag am PCA-Symposium: Carl Rogers – das Vermächtnis als Herausforderung) Wien (in diesem Heft)
- Kelley, H. H. (1967). Attribution theory in social psychology, in: Levine, D. (Ed.), *Nebraska Symposium on Motivation*, Lincoln, Nebraska
- Korunka, C. (1992). „Der Mensch ist gut, er hat nur viel zu schaffen.“ Werte und Menschenbild in der Personenzentrierten Psychotherapie, in: Frenzel, P. / Schmid, P. F. / Winkler, M. (Hg.), a.a.O., 146–171
- Korunka, C. (Hg.) (1997). *Begegnungen. Psychotherapeutische Schulen im Gespräch. Dialoge der Person-Centered Association in Austria (PCA)*, Wien
- Lehmann, P. (1986). *Der chemische Knebel. Warum Psychiater Neuroleptika verabreichen*, Berlin
- O'Hara, M. (1995). Carl Rogers: Scientist and Mystic?, in: *JHP* 35,4, 40–53
- O'Hara, M. (1998). Person-Centered and Experiential Therapy in an age of cultural transition, (Vortrag am PCA-Symposium: Carl Rogers – das Vermächtnis als Herausforderung) Wien (in diesem Heft)
- Rogers, C. (1991). The necessary and sufficient conditions of therapeutic personality change, in: *Journal of Consulting Psychology* 21,2, 1957, 95–103; dt.: Die notwendigen und hinreichenden Bedingungen für Persönlichkeitsentwicklung durch Psychotherapie, in: Rogers, C./Schmid, P. F.: *Person-Zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis*, Mainz, 165–184
- Rogers, C. (1987). A theory of therapy, personality, and interpersonal relationships, as developed in the client-centered framework, in: Koch, S. (ed.), *Psychology. A study of science*. Vol. III, New York 1959, 184–256; dt.: *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen, entwickelt im Rahmen des klientenzentrierten Ansatzes*, Köln
- Rogers, C. (1973). *On becoming a person. A therapist's view of psychotherapy*, Boston 1961; dt.: *Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten*, Stuttgart
- Rogers, C. (1978). *On Personal Power. Inner Strength and its Revolutionary Impact*, New York 1977; dt.: *Die Kraft des Guten. Ein Appell zur Selbstverwirklichung*. München
- Rogers, C. (1986d). The Rust Workshop: A Personal Overview, in: *Journal of Humanistic Psychology* 26 (3), 23–45
- Rogers, C. (1992a). Die beste Therapieschule ist die selbst entwickelte. Wodurch unterscheidet sich die personenzentrierte Psychotherapie von anderen Ansätzen? In: Frenzel, P. / Schmid, P. F. / Winkler, M. (Hg.), a.a.O., 21–38
- Rogers, C. / Sanford, R. (1987). Reflections on our South African Experience, in: *Counseling and values* 32 (1), 17–20; dt.: Reflexionen unserer Erfahrungen in Südafrika, in: Frenzel, P. / Wascher, W. (Hg.): *Der Personenzentrierte Ansatz und multikulturelle Kommunikation. Ein internationaler Überblick*. Vol. III, Linz 1994, 41–47

- Rogers, C. / Schmid, P. F. (1991). Person-Zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis. Mainz
- Rogers, C. / Wood, J. K. / (1977b). The Changing theory of client-centered therapy, in: Burton, A. (Hg.) Operational theories of personality, New York 1974, 211-258; dt.: Klientenzentrierte Theorie, in: Rogers, 113-141
- Rotter, J. B. / Chance, F. E. / Phares, E. J. (Eds) (1972). Applications of a Social Learning Theory of Personality, New York
- Schmid, P. F. (1992). „Herr Doktor, bin ich verrückt?“ Eine Theorie der leidenden Person statt einer Krankheitslehre, in: Frenzel, P. / Schmid, P. F. / Winkler, M. (Hg.), a.a.O., 83-125
- Schmid, P. F. (1994). Personzentrierte Gruppenpsychotherapie. Ein Handbuch. Bd. I: Solidarität und Autonomie, Köln
- Schmid, P. F. (1996). Personzentrierte Gruppenpsychotherapie in der Praxis. Ein Handbuch. Bd. II: Die Kunst der Begegnung, Paderborn
- Schmid, P. F. (1997). Die Arbeitsgemeinschaft Personzentrierte Psychotherapie, Gesprächsführung und Supervision (APG). Geschichte, Entwicklungen, Zielsetzungen. Person (2), 97-110
- Schmid, P. F. (1998). State of the art personzentrierten Handelns als Vermächtnis und Herausforderung, (Vortrag am PCA-Symposion: Carl Rogers – das Vermächtnis als Herausforderung) Wien (in diesem Heft)
- Slunecko, T. (1997). Formen der Begegnung zwischen therapeutischen Schulen, in: Korunka, C. (Hg.), a.a.O., 16-38
- Slunecko, T. (1998). Einführung zur Präsentation des Buches von C. Korunka (Hg.): Begegnungen – Psychotherapeutische Schulen im Gespräch. Dialoge der PCA. (Vortrag am PCA-Symposion: Carl Rogers – das Vermächtnis als Herausforderung) Wien
- Spencer-Brown, G. (1969). Laws of Form, London
- Tausch, R. (1989). Die Ergänzung der klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie durch andere psychotherapeutische Methoden: eine klientenzentrierte Notwendigkeit, in: Behr, M. / Petermann, F. u. a. (Hg.), Jahrbuch für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie, 1, Köln, 257-269
- Tausch, R. (1994). Gesprächspsychotherapie und Verhaltenstherapie: Notwendigkeit der Ergänzung und Möglichkeiten der Kombination, in: Behr, M. / Petermann, F. u. a. (Hg.), Jahrbuch für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie, 4, Köln, 145-162

#### **Biographie:**

*Peter Frenzel, geb. 1959, Mag.rer.soc.oec., Universitätslektor am Institut für Unternehmensführung der Johannes-Kepler-Universität Linz, Klinischer und Gesundheitspsychologe, Psychotherapeut und Supervisor, geschäftsführender Gesellschafter im „Team für Arbeits- und Organisationspsychologie – TAO“, Mitbegründer und Ausbilder bei „KALEIDOS – Arbeitsgemeinschaft für Systemische Supervision“, Mitbegründer der „PCA – Person-Centered Association in Austria“, Psychotherapieausbilder im „Institut für Personzentrierte Studien – IPS“ der APG, Arbeitsschwerpunkte: Personalentwicklung in Profit- und Non-Profit-Systemen, Coaching von Führungskräften, Entwicklung personzentrierter und systemischer Ansätze in den Bereichen Psychotherapie, Supervision und Organisationsberatung.*